



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Unsere neue Missionsstation St. Joseph.

---

einen Zigeunerwagen bemerkte, gewaltige Lust anwandte, einmal da hineinzusteigen, all' seine Wunderdinge in Augenschein zu nehmen und eine Strecke weit mitzufahren. Und siehe jetzt, nach mehr als zwei Jahrzehnten, sollte sich mein Jugendtraum im Süden Afrikas verwirklichen! Wir stiegen also ein und fanden da zu unserer Bequemlichkeit nebst einigen Decken und Kopftüchern zwei mächtige Strohsäcke. Das war ja ganz vorzüglich; nur schienen mir letztere allzu gefährlich nach rückwärts herunterzuhängen. Ich beschloß, sie umzuwenden; doch da kam ich schön an! Wie ich mitten in meinen Reformbestrebungen war, regnete es aus dem großen mittleren Spalt in sündflutartiger Fülle Häcksel und Stroh und Spreu auf mich herab, daß ich gerne von weiteren Versuchen abstand. Wie ich dabei ausgesehen habe, kann man sich denken! Ich war nur froh, daß unser Photograph nicht in der Nähe war, um mich und meine Blamage in seiner Camera obscura zu verewigen. So geht's aber, wenn man in fremdem Land gleich alles besser wissen will.

Um 3 Uhr nachmittags fuhren wir von Dohne ab und waren, die nötigen Ruhepausen miteingerechnet, bis zum nächsten Morgen gegen 9 Uhr auf dem Weg. Die Fahrt ging verhältnismäßig flott von statten, manchmal ließen unsre 16 Ochsen geradezu im Galopp; doch schon nach dreistündiger Fahrt wurde Halt gemacht und ausgespannt. Die Ochsen durften eine Stunde weiden, und die 4 ama-Xosa-Jungen, die den Wagen leiteten, machten an offener Straße ein kleines Feuer an und bereiteten sich ihr Abendessen. Dann ging's wieder fort. Nach drei Stunden wurde abermals ausgespannt, diesmal aber dauerte die Pause volle 5 Stunden. Sie war für die eigentliche Nacht ruhe bestimmt, denn während der Fahrt konnte man doch nicht schlafen.

Die Gegend von Dohne bis Keilands fanden wir ziemlich eintönig, ohne besondern landschaftlichen Reiz; auch ist sie nur spärlich von Weihen bewohnt. Nur hie und da erblickten wir in dieser Einöde eine Farm. Wie könnte auch ein Europäer in diesem steinigen, nur mit Dornen und spärlichem Graswuchs bestandenen Land sein Leben fristen? Später, gegen Keilands zu, wurde die Gegend wieder belebter, romantischer und fruchtbarer.

Die Straße ist in verhältnismäßig gutem Zustand; stellenweise läßt sie allerdings sehr zu wünschen übrig. Da geht es dann mit dem schweren, holperigen Wagen über Löcher und Steinblöcke hinweg, daß einem Sehen und Hören vergehen könnte; auch wir bekamen an Stößen und Puffen unser volles, gerütteltes und überstießendes Maß. Doch das gehörte auch dazu, und war gleichsam das Salz in unsere Suppe; kurz die lange, nächtliche Fahrt gesiel mir außerordentlich gut und wird mir unvergeßlich bleiben für's ganze Leben. Hier im Südafrika hat noch volle Geltung der geistreiche Spruch:

„Wenn einer eine Reihe tut,  
So kann er 'was erzählen.“  
(Schluß folgt.)

### Unsere neue Missionsstation St. Joseph.

Könnten wir in der vorigen Nummer des Ver-  
gissem nicht unsern geehrten Lesern und Wohltätern  
die freudige Kunde bringen, daß wir in Keilands drei  
neue Missionsstationen erhielten, so sind wir heute  
in der glücklichen Lage, ihnen mitzuteilen, daß sich

dazu in Natal selbst eine vierte Missionsstation ge-  
stellte, der wir zu Ehren des glorreichen Nähr- und  
Pflegevaters Jesu den Namen „St. Joseph“ ge-  
geben haben.

Die neue Station ist etwa sechs Wegstunden nord-  
westlich von Ladysmith, dem im Burenkrieg so heiß  
umstrittenen, englischen Städtchen, gelegen und eine  
Tagreise von Mr. Ratschitz. Besters, an der Bahnhilie Ladysmith-Harrysmith gelegen, ist die nächste  
Eisenbahnhaltung; von da bis St. Joseph sind es  
ungefähr drei Stunden zu Fuß.

Mit dem Gedanken, in dortiger Gegend eine Mis-  
sionsstation zu gründen, trugen wir uns schon seit  
mehreren Jahren. In nahen Bluebank befinden sich  
nämlich mehrere katholische Familien, die uns teils  
von Ratschitz, teils von Mariamhill her bekannt sind,  
und deren Zahl beständig wächst. Ferner ist uns viel  
daran gelegen, unsren Neuchristen, die vielfach in heid-  
nischen Lokations wohnen, oder auf den Farmen pro-  
testantischer Kolonisten, bei denen sie Gefahr laufen,  
über Nacht vertrieben zu werden, eine willkommene  
Gelegenheit zu bieten, auf unserer eigenen Farm ein  
schönes, sicheres Heim zu gründen. Kurz, der Kauf  
von Schoemansdal, wie die Farm bisher hieß, erfolgte  
im Juli 1908 in erster Linie aus Rücksicht auf die  
armen Schwarzen. Anfangs August wurde zu-  
nächst Br. Servulus dorthin gesandt, und ein paar  
Wochen später folgten ihm Rev. P. Eligius, ein erst  
im Mai 1907 ausgeweihter Priester, und Br. Augustin.  
Zur Stunde — ich schreibe diese Zeilen Mitte Sep-  
tember 1908 — ist in St. Joseph natürlich alles  
erst im Werden, und wegen Mangel an geeignetem  
Missionspersonal dürfte sich auch die Eröffnung der  
eigentlichen Missionstätigkeit daselbst noch etwas ver-  
zögern. Für heute müssen wir uns daher begnügen,  
unsern geehrten Lesern den Hauptinhalt eines Briefes  
mitzuteilen, den uns P. Eligius am Feste Maria-  
Geburt, also kurz nach seiner Ankunft in St. Joseph,  
zukommen ließ. Er schreibt:

„Im Gefühl der Freude, welche das heutige schöne  
Fest, Maria Geburt, der ganzen Menschheit gebracht,  
will ich es versuchen, eine kleine Schilderung zu  
machen von den ersten Eindrücken, die ich in St. Joseph,  
unserer jüngsten Missionsstation, gewonnen: Samstag,  
den 29. August, abends 7 Uhr fuhren wir von Pine-  
town ab, und waren gegen 1/2 11 Uhr in P.-Maritz-  
burg. Bis dahin ging alles ganz nach Wunsch. Nun  
aber wurde unser Coupé in einen Schlafraum ver-  
wandelt. Ein Engländer und überhaupt jeder, der  
das Reisen gewohnt ist, mag das sehr bequem finden;  
ich aber konnte hier weder sitzen, noch schlafen. Ich  
griff zum Brewier, allein da mir die untere Sitzreihe  
als Lagerstätte zugewiesen war, fehlte es mir an der  
gehörigen Beleuchtung. Bevor wir jedoch Ladysmith  
erreichten, begann es zu tagen; ich stellte mich ans  
Fenster und konnte hier dem größten Teil meiner  
Tagespflicht genügen.“

In Ladysmith mußten wir umsteigen; denn wäh-  
rend die Hauptlinie von hier nach Johannesburg geht,  
zweigt die Seitenlinie nach der Orange-River-Colonie  
ab. Um 6 Uhr 40 Min. morgens fuhren wir ab und  
waren um 8 Uhr in Besters. Ich konnte mich nicht  
genug wundern über die Armut des Landes, das wir  
auf dieser Strecke passierten. Ich sah bloß ärmliche  
Wiesengründe, und auch diese waren oft mit Stein-  
blöcken und Ameisenhaufen wie besät. Desgleichen war  
die Bevölkerung sehr schwach; nur selten sahen wir

einen Kaffernkraal; zum Glück kam es später, gegen unser neues Heim zu, wieder besser.

Unser Kommen war von Mariannahill aus dem Br. Servulus telegraphisch gemeldet worden; allein er hatte das Telegramm nicht erhalten und war somit am Samstag nach Ladysmith gefahren, um dortselbst am kommenden Tag der Sonntagspflicht genügen zu können. So kam es also, daß wir uns ganz selbst überlassen waren, als wir in Besters ausstiegen. Da war weder Br. Servulus, noch Wagen und Pferd, noch Führer zu sehen. Das war nun allerdings nicht am Besten. Nun, die Richtung kannten wir, und so machten wir uns denn auß Geradewohl auf die Suche. Doch bald kam ein Scheideweg. Jetzt wohin? Links oder rechts? Zum Glück befand sich in der Nähe ein Kaffernkraal; Bruder Augustin, dessen Sprachkenntnisse mich tief in den Schatten setzten, begann wegen eines Führers zu unterhandeln. Einen Sixpence hätten wir gern geopfert, doch die „schwarzen Herrn“ verlangten  $2\frac{1}{2}$  Schilling. Das war uns zu viel. Nach langem Hin- und Herreden versprach endlich der Hausherr, uns einen Knaben zu verschaffen, der uns um einen Sixpence (halbe Mark) führen sollte. Inzwischen gelangten wir zu einem benachbarten Kraal; im Nu waren wir von einer Anzahl halbnackter Männer umgeben, die uns ob unserer seltsamen Ordenstracht höchst bewunderten und sogleich anfingen, um dies und das zu betteln, bis sie merkten, daß wir selbst mit leeren Taschen kamen. Hier kam auch unser „Führer“, der im ersten Kraal in Aussicht gestellte Knabe. Er hatte unter den einen Fuß ein Stück Leder gebunden, was in seinen Augen wahrscheinlich einen Schuh repräsentieren sollte, am flotten Marschieren hinderte ihn nichts, denn er trug mit Ausnahme einer winzig kleinen Leibbinde das reinste Adamskostüm. Weil uns aber dies als ungenügend erschien, suchte man im Kraal nach einer geeigneten Montur. Sie war schnell zur Hand; es war ein alter, schreienroter, englischer Soldatenrock, der ihm bis über die Kniee reichte und auf den er sich offenbar nicht wenig einbildete.

So marschierten wir also zusammen ab; doch bald zeigte es sich, daß unser „Führer“ selbst der Führung bedurfte. Zum Glück kam zeitweilig wieder ein Kaffernkraal, wo wir nähere Erfundigungen einzehlen konnten, und so rückten wir unserm Ziel doch immer näher. Nun bogen wir in ein endlos langes, rechts und links von Höhenzügen eingeschlossenes Tal ein, in dessen Hintergrund die stolzen Drakensberge sich erhoben. Zuweilen mußten wir durch große, tiefe Rinnensäle klettern, welche kolossale, wolkenbruchartige Regengüsse in die Talsohle gerissen. Endlich, nach dreistündigem Marsch waren wir glücklich am Ziel! Wir sahen das von einem Holländer erbaute, während der letzten Jahre von einem australischen Pächter verwaltete Schoemansdal, von uns „St. Joseph“ genannt, unser nunmehriges Heim!

Der Empfang ließ an Herzlichkeit manches zu wünschen übrig. Drei Kaffernmädchen, die wir in der Nähe der Haustür erblickt hatten, nahmen schleunigst Reißaus, als wären wir leibhaftige Menschenfresser. Wir konnten sie auch nirgends mehr finden. Die Tür war geschlossen, kein Mensch zu sehen und zu hören; nur ein großer, englischer Bulldogg empfing uns mit wütendem Knurren und Bellen. Endlich gelangten wir doch in einen Raum, den offenbar Br. Servulus in Besitz genommen hatte. Beweis hierfür war uns ein Trappistenhabit an der Tür und das Kreuzifix

an der Wand. Ich hatte in Mariannahill gehört, es befände sich in St. Joseph bereits ein Altar, und ich hatte mich den ganzen Morgen darauf gefreut, heute dahier die erste hl. Messe lesen zu dürfen, — gerne waren wir auch deshalb bis jetzt nüchtern geblieben, obschon die Mittagsstunde schon sehr nahe gerückt war. Und siehe, an Ort und Stelle war von einem Altar auch nirgends eine Spur zu sehen. So gibt es eben im menschlichen Leben der Enttäuschungen mancherlei, und glücklich der Mensch, der sich gelassen in alles zu fügen weiß.

Da das Nüchternbleiben keinen weiteren Zweck mehr hatte, wollten wir zu Mittag essen; allein mitgebracht hatten wir nichts, und im Hause fand sich nichts vor, als ein Stück zähnen Schinkens, der für einen Trappistenmagen nichts Einladendes hatte. Die eine Hälfte davon schenkten wir nebst 9 Pence unserm kleinen Führer, der damit lachend von dannen zog, und mit der andern Hälfte beschwichtigten wir den grimmen Jorn des endlos kläffenden Hundes. Wir selbst aber labten uns an etwas Milch, die wir schlüsslich in einem Eimer gefunden.

Hatte ich die verflossene Nacht im Eisenbahnwagen soviel wie nichts geschlafen, so ging es mir in der ersten Nacht, die ich in St. Joseph zubrachte, nicht viel besser. Das an sich schon ärmliche Burghaus war offenbar während der letzten Jahre sehr vernachlässigt worden. Beide Giebel sind dem Einsturz nahe, und in unserm Schlafzimmer, wenn ich es so nennen kann, ging vom Fußboden bis unters Dach ein ein faustgroßer Riß. Es litt mich daher nicht lange im Bett, und beim ersten Morgengrauen machte ich mich auf, um dem Bruder Servulus nach Besters entgegenzugehen. Dabei hatte ich noch das Malheur, mich auf dem Weg zu verirren; plötzlich sah ich mich nämlich auf den endlosen Grasflächen zwischen einer Schafherde von sicherlich 1000 Stück. Der sie führende Bur zeigte mir übrigens wieder den rechten Weg, und so kam ich schlüsslich doch in Besters an, gerade als der Zug in die Station einfuhr.

Nachdem ich Bruder Servulus begrüßt und ihm über alles den nötigen Aufschluß gegeben hatte, war mir vor allem darum zu tun, den oben erwähnten Altar, der, wie ich jetzt erfuhr, sich noch in Bluebank befand, zu bekommen. Bruder Servulus war vom gleichen Interesse beeindruckt, und so machten wir uns noch am gleichen Tage dorthin auf den Weg. Auch ein Ochsenwagen war nach Bluebank beordert worden; letzteres wäre allerdings nicht nötig gewesen, denn der ganze „Altar“ bestand aus einem Portatile (kleinen Altarstein), einer weißen Casula, nebst den übrigen liturgischen Gewändern, zwei Leuchtern und einer Keschbedeckung. Als dem bisherigen Mariannahiller Klosterjakobitaner mußte mir das alles doppelt armselig erscheinen. Dennoch war ich auch um dieses noch herzlich froh, bot es mir doch die Möglichkeit, meinen guten Brüdern und den umwohnenden Christen die hl. Messe zu lesen. Dankbar trugen wir also unseren „Kirchenstuhl“ nach St. Joseph. Bruder Servulus erstand hier von dem australischen Pächter, der bis dahin auf der Farm geblieben war, ein kleines Holzgestell. Das richteten wir zu einem Altartisch her, eine Bettdecke bildete das Antependium, als Leuchterbänke benützten wir zwei Ziegelformen, als Quasi-Tabernakel ein Kistchen. Kanontafeln, Messpult, Glöckchen müssen wir uns vorläufig

„denken.“ Dennoch kamen mir beinahe unwillkürlich die Tränen, als ich hier zum erstenmale die hl. Messe las, zumal da ich sah, daß sich der ganze Raum mit schwarzen Neubefahrten füllte. Mit Freuden waren die guten Leutchen, die schon seit acht Jahren auf einen katholischen Priester gewartet hatten, von allen Seiten herbeigeeilt, als sie hörten, daß in „St. Joseph“ Trappisten seien und Gottesdienst gehalten werde. Mit großer Zufriedenheit schlossen sie sich dem hl. Opfer an und sangen dabei ihre schönsten Lieder. O, wie sehr bedauere ich, daß ich der kaffrasischen Sprache noch so wenig mächtig bin! Ich war eben bisher immer im Innern des Klosters beschäftigt und hatte keine Ahnung, daß mich meine Obern wegen Mangel an Priestern so unerwartet schnell im öußeren Missionsdienst verwerben würden. Mein Trost ist der, daß zeitweilig Rev. P. Florian von M.-Ratschitz hierher kommt, um die Leute zu unterrichten und Beicht zu hören.

Von „Land und Leuten“ kann ich als Neuling noch nicht viel berichten. Die wenigen Katholiken — ich schätze deren Zahl auf etliche 40 bis 50 — haben offenbar guten Willen, die übrigen sind der Mehrzahl nach Heiden, die bisher vollständig sich selbst überlassen waren und daher alter kaffratischer Ueberlieferung getreu, fleißig dem „Utshwala“ zusprechen, und dabei das süße Nichtstun pflegen. Das Land ist hochgelegen, die Luft rein und sieberfrei, — meistens streicht eine frische Brise über die weiten Graslächen dahin, — es hat gute Weidegründe, teilweise auch fruchtbare Ackerland, ist aber arm an Wasserläufen und gänzlich ohne Holz, weshalb hier das einfache Brettchen oder Kistchen einen kleinen „Schatz“ repräsentiert. An Arbeit fehlt es uns dabei wahrlich nicht, denn vieles ist verwahrlost, die Fencen sind niedergetreten, teilweise noch vom Burenkriege her zerstört, die Wasserleitung leck, die offenen daliegenden Rohre stellenweise von der Kälte gesprengt usw. usw.

Von der Tierwelt sind besonders viele Vögel anzutreffen, darunter eine Unzahl Tauben. Ein Teman, ein ganz merkwürdiger, von den Kaffern vielfach zu Zauberzwecken missbrauchter Vogel, hat ungefähr anderthalb Kilometer von uns entfernt sein Nest, das einem großen Düngerhaufen gleicht, in den er von unten hineingeht. Er ist sehr scheu und hat die Größe eines Reiher. Ein zweiter, sehr großer Vogel, von den Kaffern Isingisi genannt, gleicht einem Truthahn. Es soll auch Tiger in der Nähe geben, doch haben wir gottlob davon noch nichts gemerkt.

Hier in St. Joseph hatte ich zum erstenmal Gelegenheit, die Segnungen der hl. Artur zu lernen. Denn hier hatten wir weder Früchte, noch Gemüse, noch Brot, — selbst der Mehlwein drohte mir auszugehen, — und die Lebensmittel, die uns vom Mutterhaus und von M.-Ratschitz zugeschickt wurden, blieben lange in Ladysmith liegen. Die Bahnverwaltung hat nämlich hierzulande die läbliche Gewohnheit, mit der Beförderung kleinerer Sendungen zu warten, bis deren eine gewisse Zahl zusammen gekommen ist, und sich der Transport rentabel macht. Dennoch aber sind wir zufrieden und guter Dinge, halten, so gut es geht, unsere Tagesordnung und singen am Abend frisch und kräftig zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau das „Salve Regina.“

Soweit P. Eligius. Sollen wir den schlichten Worten des guten Paters noch etwas befügen, oder spricht das Gesagte nicht an sich schon laut genug? Gewiß hat mancher unserer geehrten Wohltäter beim

Lesen dieser Zeilen den Entschluß gefaßt, diefer unserer jüngsten Missionsstation „St. Joseph“ schon ihres großen Patrones wegen nach Kräften aufzuhelfen. Zählen doch die Kinder, Schützlinge und Verehrer des hl. Joseph nach ungezählten Tausenden, und pflegt andererorts der große Patriarch jedes gute Werk, in reiner Absicht Gott dargebracht, überreich zu vergelten, denn der Himmel läßt sich an Großmut von uns armen Erdennpilgern nicht übertreffen.

Nur ein Gedanke ist es übrigens, den wir zum Schlusse noch kurz andeuten wollen: Wie schon oft betont, und wie auch aus obigem Bericht neuerdings erhellt, fehlt es unserer Mission namentlich an Missionsspielern; daher unser ständiger Ruf nach guten Priestern-Pauslanten. Ein frommer, seelenreicher Priester ist unseres Erachtens das beste Geschenk, das der Himmel uns geben kann. Solche Gaben aber wollen verdient und erbeten werden. Wir in Marianhill beten viel darum, heute aber appellieren wir auch an das Gebet unserer geehrten Leser und Wohltäter, speziell auch der Kinder, welche deren Leitung und Obhut anvertraut sind, — denn das Gebet dieser Kleinen vermag viel bei Gott, — daß sie ihre Gebete mit den unsrigen vereinen. Wo sind nun die Eltern, die Lehrer und Lehrerinnen, die ihre Kinder in genannter Intention zu einer kleinen Novene zu Ehren des hl. Joseph anleiten wollen? — Tausendfaches „Bergelt's Gott!“ zum voraus! Gott und der hl. Joseph lohne ihnen diesen Liebesdienst zeitlich und ewig überreich!

### Missions-Erinnerungen.

Von Rev. P. Wilhelm O. C. R.

Es war im Juli des Jahres 1897, als ich von meinem damaligen Obern, dem Chirwürd. Vater Amandus †, den Auftrag erhielt, auf unserer jetzigen Missionsstation Maria-Linden die Missionsarbeit zu beginnen.

M.-Linden ist in Ost-Griqualand (Kapkolonie) gelegen und gehört zur Lokation des oft genannten Basuto-Chief George Moshweshwe. Der Magistratsbezirk ist Matatiele und die dortige Gegend ist dicht mit Schwarzen besiedelt. Die Bevölkerung ist sehr gemischt; sie setzt sich aus mehreren Basuto- und Kaffernstämme zusammen; von letzteren sind namentlich die Amahlubi und Amatetsi stark vertreten. Diese beiden Stämme hatten sich zu Tschakas Zeiten von den nördlichen Gebieten Natal's hierher geflüchtet und leben nun seitdem teils im eigentlichen Basutoland, teils in anderen angrenzenden Bezirken friedlich mit den Basutos zusammen. Auch gibt es daselbst noch Reste des einst sehr mächtigen Tembustammes, doch leben diese getrennt in eigenen Dörfern und haben nicht viel Gemeinschaft mit den übrigen Bewohnern. Man erkennt sie meist an ihren eigentümlichen, etwas gelb gefärbten Decken. Von Bekehrung wollten sie bisher wenig wissen. Unter der übrigen Bevölkerung finden sich viele protestantische Sektanten; am zahlreichsten sind unter den Basutos die Calvinisten, unter den Kaffern die Wesleyaner vertreten.

Den nächsten Anlaß zur Gründung von Maria-Linden gaben einige katholische Basutofamilien. Sie waren im Basutoland getauft worden und später nach der oben genannten Lokation ausgewandert. Ein Oberatenpriester kam, bevor sich die Trappisten in Mariazell niedergelassen hatten, zeitweilig aus dem Basuto-